

ler. Viele kamen, wie sich versteht, aus Griechenland, aber auch Deutschland war gut vertreten. Unter den Kongreßteilnehmern waren viele Geistliche der abendländischen und morgenländischen Kirche. Im Laufe der Aussprachen zeigte sich, wie viel gerade in der Byzantinistik Theologen zum Verständnis der Probleme beitragen können. Bei einer Kultur, die so stark vom Religiösen her bestimmt ist wie die byzantinische, genügt nicht Gelehrsamkeit allein; sie muß sich mit gelebter Erkenntnis verbinden.

Die verschiedenen Führungen durch die vielen Kirchen der Stadt, die einst die zweite Stadt des byzantinischen Reiches war, offenbarten den Besuchern aus dem Westen Schätze an Mosaiken und Fresken aus den frühesten christlichen Jahrhunderten und dem Frühmittelalter, die ihnen bis dahin gänzlich unbekannt geblieben waren. Die Wissenschaft muß der geschickten und großzügigen Arbeit der griechischen Restauratoren und Kunstgeschichtler Dank wissen, daß sie so bedeutende Kulturdenkmäler jahrhundertelanger Vergessenheit entrissen haben. Man kann nur hoffen, daß die von Professor Lemerle, Paris, angeregte Wanderausstellung zustandekommt, die wenigstens in photographischen Wiedergaben und Kopien diese Schätze auch der westlichen Welt zugänglich machen soll.

*Mehr Vertrauen zur Hierarchie.* Kardinal Feltin von Paris beklagt sich in seinem Fastenhirtenbrief darüber, daß viele katholische Intellektuelle kein Vertrauen mehr zur Hierarchie besäßen. Er erinnert sie daran, daß die Kardinäle die Berater des Heiligen Vaters sind und bittet die Gläubigen entsprechend, die Oberhirten über ihre Anliegen und Nöte zu unterrichten. „Wendet euch also nicht“, heißt es in dem Hirtenschreiben, „an Mittelpersonen ohne Auftrag, gebt eure Beschwerden und eure katholische Selbstkritik nicht an irgendwelche Blätter oder sonst an die Öffentlichkeit weiter. Geht zu denen, die dazu bestellt sind, euch zu hören und eure Anwälte zu sein ...“

„Es gibt Gläubige, die kritisieren unablässig, angeblich, weil sie es mit der Kirche gut meinen und sie bessern wollen. Sie finden, daß vieles leere Routine ist, veraltetes Brauchtum, das seinen Sinn und seine Kraft verloren habe, als handelte es sich um eine überlebte Maschine. An solcher Kritik kann etwas Wahres sein; aber man spürt aus ihr auch so etwas wie eine Abneigung gegen die Tradition überhaupt heraus und eine unreife Neuerungssucht um jeden Preis. So entwickeln sich Mißverständnisse, die den schlichten, gutwilligen Seelen sehr schaden können.“

„Umgekehrt wollen andere wohl der Kirche dienen; aber sie möchten sie vor ihren Wagen spannen. Sie haben bestimmte Vorstellungen von der sozialen Ordnung. Sie leben davon und finden sie für sich und andere ausgezeichnet. Folglich meinen sie, es müsse auch die Ordnung sein, für die die Kirche eintritt. Hat jemand andere Ansichten, dann werfen sie ihm gleich vor, sich gegen die Forderungen des Glaubens zu stellen; als wenn Entschiedenheit des Glaubens darin bestünde, andern seine persönlichen Lieblingsgedanken aufzuzwingen.“

„Wir müssen gewiß unsere Zeit lieben; aber zugleich müssen wir uns vor der modernen Überheblichkeit hüten, die nicht mit dem vernünftigen Fortschritt zusammenfällt, und vor einem kleinlichen Festhalten am Herkommen, das nicht dasselbe ist wie Tradition. Es ist wichtig, das zu betonen. Heute wollen allzuviel Christen unter dem Vorwand, die Unterscheidung zwischen dem Geistlichen und Zeitlichen nicht anzutasten, ihr religiöses Leben in zwei Zonen einteilen: die des Kultes, die von der Hierarchie abhängt, und die des täglichen Lebens, für die es eine sogenannte freie persönliche Entscheidung geben solle, auf Grund deren man grundlos Ausnahmen beansprucht und selbstherrlich zu reformieren beginnt.“ Kardinal Feltin schließt mit dem Wunsch, die Katholiken möchten in sich

den „Sinn für die Kirche“ und für ihre „Einheit“ erneuern. (Ephemerides Theologicae Lovanienses, Löwen, Jan./März 1953, S. 267 f.)

*Frau Elly Heuss-Knapp zur Konfessionsschule.* In ihrem Erinnerungsbuch „Ausblick vom Münsterturm“ (Rainer-Wunderlich-Verlag Hermann Leins, Tübingen 1952, S. 137 f.), erzählt Frau Elly Heuss-Knapp von dem geistigen Kampf um das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin. Es war nach dem ersten Weltkrieg. „Dann kamen die Zeiten des Kampfes. Das Pestalozzi-Fröbel-Haus wurde sozusagen belagert von den radikalen Sozialisten, um zu einer Musterschule in ihrem Sinne gemacht zu werden. Es ging so weit, daß Mitgliedskarten zum Berliner Verein für Volkserziehung, dem das Haus gehörte, aus Parteigeldern bezahlt wurden. Gerade Frauen der mehrheitssozialistischen Partei machten warnend darauf aufmerksam und halfen uns gegen die ‚Unabhängigen‘. Im Lehrerkollegium und der Schülerschaft gab es Intrigen und Spitzeleien, das ist der Tod jeder pädagogischen Arbeit. Wir kämpften wochenlang und wir behielten den Sieg. Damals erfuhr ich, welche Gefahr darin liegt — ich war ihr selber kaum entronnen —, wenn idealistisch gesinnte Menschen jeden harten Kampf vermeiden wollen, und wie befreiend eine klare Entscheidung wirkt. Ich sah in einer blitzartigen Erkenntnis, daß einer Gemeinschaft die letzte, bindende Kraft fehlt, wenn sie nicht im Glauben geeint ist. In einem städtischen Büro hing ein Plakat: ‚Meldet eure Kinder vom Religionsunterricht ab, schickt sie in die weltliche Schule‘, darüber im Halbkreis: ‚Lasset die Kindlein zu uns kommen‘ und darunter die Namen der sozialistischen Schulräte. Da wußte ich, was die Uhr geschlagen hatte.

Die Folgerung daraus war, daß ich für die konfessionelle Schule eintrat. Das hatte mir seltsamerweise vier Jahre zuvor ein katholischer Feldgeistlicher vorausgesagt. Nach einer meiner Wahlreden sagte er in der Diskussion nichts anderes als die Worte: ‚Die Rednerin wird einmal mit der gleichen Wärme für die Konfessionsschule eintreten, mit der sie heute für die Simultanschule spricht.‘

Die demokratische Partei trat fast vollzählig für die Simultanschule auf christlicher Grundlage ein, wie sie etwa in Baden, dem Land der religiösen und politischen Toleranz, bestand. Aber bei ihrer Gründung kannte man auch nur die beiden christlichen Konfessionen, nicht aber den betonten und organisierten Unglauben, der jetzt für die weltliche Schule kämpfte. Die aktive Mitarbeit bei der Partei hörte von dieser Zeit an fast ganz für mich auf.

Dabei fällt mir eine Szene aus den ersten Wochen nach der Revolution ein, als ich eben auf der Liste der Partei aufgestellt war. Zwölf Vertreter der Freikirchen und Sekten saßen um einen Tisch im Parteibüro. Ihr Führer, ein Mann im weißen Vollbart, war blind. Sie baten, die Partei möge dafür eintreten, daß Religion kein Unterrichtsfach mehr in der Schule sei, sie wollten ihre Kinder von eigenen Predigern unterrichten lassen. Ich fragte, ob sie, um ihre eigenen Schäfchen zu retten, die Masse der Kinder aus religiös-gleichgültigen Häusern in die Wüste treiben wollten. Der blinde Führer senkte den Kopf, dachte nach und sagte dann: ‚Die Schwester hat recht. Wir werden doch für die Partei stimmen.‘ Es war ein Bild von Uhde.

Das Pestalozzi-Fröbel-Haus ist interkonfessionell. In einer Besprechung über Bürgerkunde stand eine Schülerin unvermittelt auf: ‚Darf ich etwas ganz anderes fragen? Warum haben wir die Bibel und nicht die Edda, wir sind doch Deutsche.‘ Das war im Jahre 1922 eine überraschende Frage. Ich machte ihr den Vorschlag, wir wollten beide vier Wochen lang jeden Abend ein Stück aus der Edda lesen, dann vier Wochen lang aus der Bibel und nachher die Antwort gemeinsam suchen. Nach einiger Zeit, ich hatte mich redlich mit der Edda geplagt, stand die Schülerin vor der Klassentür: ‚Bitte, kommen Sie nicht mehr darauf zurück, ich hätte gar